

BUCHBESPRECHUNGEN

Kirche und Bibel

Kehl, Medard: Die Kirche. Eine katholische Ekklesiologie. Würzburg: Echter Verlag 1992. 472 S., geb. DM 58,-, brosch. DM 48,-

In den zahllosen und endlosen Auseinandersetzungen um das Erscheinungsbild der Kirche in der heutigen Welt, um ihre Glaubwürdigkeit und um die Art und Weise, wie sie neuen Herausforderungen begegnen soll, bleibt allzuoft die Frage ungeklärt, was oder wer die Kirche eigentlich ist. Um so wichtiger sind theologische Versuche, die Kirche in gesunder Distanz zur emotional und polemisch aufgeladenen Diskussion, aber doch in großer Nähe zu aktuellen Fragestellungen zu betrachten. Gerade dies ist Medard Kehl in seiner neuen Ekklesiologie gelungen.

Schon die ersten Seiten verraten, daß der Autor sich nicht dazu hergibt, den derzeitigen Plausibilitäten einfachhin nachzugeben. Er stellt sich einer der befremdlichsten Äußerungen zur Kirche, welche die Theologiegeschichte aufzubieten hat: die 1. und 13. Regel des ignatianischen Exerzitienbuches zum „Fühlen mit der Kirche“; jene Regeln, die Gehorsam gegenüber der Kirche verlangen, auch wenn sie als schwarz definierten, was ich als weiß erkenne. Kehl deutet diese in sich unverständliche und scheinbar unzumutbare Forderung von der geistlichen Kirchenerfahrung des Ignatius her, der die Kirche auch in all ihren Defiziten vom je größeren Gott gehalten weiß.

Originell ist auch der zweite Abschnitt der Einleitung, in dem Kehl die an der ignatianischen Kirchlichkeit gewonnene Einsicht, daß Spiritualität und systematische Ekklesiologie eng zusammengehören, vertieft. Die geistliche Kirchenerfahrung gilt ihm als unverzichtbarer, in ihrer Bedeutung aber übersehener Ausgangspunkt jeder ekklesiologischen Reflexion. Dies ist einerseits dort in Erinnerung zu bringen, wo Christsein ohne eine geistliche Beziehung zur Kirche auszukommen meint. Andererseits hält Kehl unterschiedliche geistliche

Grunderfahrungen von Kirche für entscheidende, aber unreflektierte Faktoren in der derzeitigen ekklesiologischen Diskussion. Er skizziert auf erhellende Weise drei Typen solcher spirituellen Visionen von Kirche: die „symbolisch personifizierte“, die „petrifizierte“ und die „kommunizierende“ Kirche. Mit dem letzten Typus benennt er zugleich die Grundoption, die seinem eigenen Ansatz zugrunde liegt.

Der Weg der „theologischen Phänomenologie“, den Kehl im weiteren Verlauf der Arbeit einschlägt, ist durch eine enge Verbindung von systematischer Reflexion über das theologische Wesen der Kirche einerseits und phänomenologischer Beschreibung der empirischen Kirche andererseits gekennzeichnet. Kehl gibt nicht vor, einen illusionären objektiven Beobachterstatus einzunehmen, sondern sucht bewußt vom theologischen Vorverständnis der Kirche als *communio* aus (Teil I) das empirische Phänomen Kirche zu beschreiben (Teil II). Das so gewonnene Bild der Kirche wird sodann an ihrem geschichtlichen Ursprung im Christusereignis gemessen und in das in der Tradition gewachsene glaubende Selbstverständnis der Kirche eingebunden (Teil III). Ein systematischer Blick auf die Dimensionen der Kirche, wie sie die ‚*notae ecclesiae*‘ Einheit, Heiligkeit, Katholizität und Apostolizität beschreiben, macht die Ergebnisse der vorhergehenden Teile für die aktuelle Situation der Kirche fruchtbar (Teil IV).

Das Buch, das sich so nüchtern „Die Kirche“ nennt, ist somit alles andere als eine abstrakte Abhandlung. Kehl scheut in keiner Weise die Auseinandersetzung mit aktuellen Fragen. Er trägt erhellende Analysen über die gegenwärtige Situation der Kirche in der modernen Gesellschaft und zu weltkirchlichen Entwicklungen vor, die sich jeder vorschnellen Antwort auf die anstehenden Probleme enthalten. Die empirische Betrachtung der Kirche und ihrer Praxis ist für Kehl insofern theologisch relevant, als sich hier die *Communio-Theolo-*

gie bewähren muß, die, so Kehl, „harmlos bleibt, wenn sie sich nicht auch strukturell auswirkt“ (110). Aufgrund dieser Einsicht spart er nicht mit Kritik, wo er die communiale Struktur der Kirche nicht hinreichend verwirklicht sieht (215–226). Andererseits wendet er sich den ekklesialen Neuaufbrüchen zu, die von wachsender Communio-Praxis zeugen (Basisgemeinden, geistliche Bewegungen u. a.: 226–261).

Diese Beschreibung verheißungsvoller Neuaufbrüche ist nur ein Beispiel für den sehr positiv gestimmten Grundtenor des Buches. Während allerorts der Blick auf die aktuelle Situation der Kirche in eher resignative Klage, lieblose Kritik oder gar enttäuschte Abkehr zu münden droht, verbindet sich hier eine illusionslose Betrachtung der konkreten Kirche mit positiver, ja optimistischer Grundhaltung. Woher nimmt der Autor diese positive Einstellung?

Die Wurzeln dafür liegen sicherlich in der erwähnten geistlichen Grundhaltung zur Kirche. Sie bestimmt nicht nur die communiale Perspektive dieser Ekklesiologie, sondern gibt ihr auch einen ausgesprochen theo-logischen Charakter. Das könnte banal klingen, ist aber durchaus der Rede wert, gerade weil Kehl dem empirischen Zugang zur Kirche einen so großen Stellenwert beimißt. Die Identität der Kirche vom je größeren Gott her ist für ihn der unumstößliche Ausgangspunkt, von dem aus ein solch unbefangener Blick auf die Realität der Kirche gewagt werden kann. Dieser Ansatz, welcher die Kirche von der inneren Mitte des Credo, vom Heilswillen Gottes her (43f) deutet, macht es möglich, die Spannung der Kirche zwischen Identität und Differenz zum Heil (92) zu benennen und gelassen auszuhalten. Das Bemühen, dieser dialektischen Spannung im Wesen und der Erscheinung der Kirche gerecht zu werden, durchzieht als Grundtenor die Ausführungen Kehls. Er verweist das Thema der unvollkommen-sündhaften Kirche nicht in ein einzelnes Kapitel über die heilige und sündige Kirche (402–410), sondern berücksichtigt durchgängig diesen inneren Bruch in der Kirche, ohne deswegen ihre Identität in Frage zu stellen. Die Kirche ist wahrhaft Antizipation des Reiches Gottes, aber sie bleibt in ihrer irdischen

und sündigen Begrenztheit radikal verschieden von diesem Reich (vgl. etwa 84, 152f u. ö.). Der Blick auf die Treue Gottes schenkt die Gewißheit, daß die Defizienzen der Kirche weniger Gewicht haben als die Hoffnungszeichen. Diese positive Sicht wirkt in der gegenwärtigen ekklesiologischen Diskussion wohltuend; sie muß sich nur davor hüten, als falscher Optimismus die Erwartung einer stets fortschreitenden Authentizität der kirchlichen communio und damit doch der realsymbolischen Realisierung des Reiches Gottes zu wecken (vgl. etwa 96f und 383f).

Kehls Buch trägt einen versöhnlichen Charakter. Auch dies mag an seiner geistlichen Grundhaltung zur Kirche – und dem Respekt vor anderen geistlichen Kirchenerfahrungen – liegen. Das Bewußtsein, daß der Deus semper maior über der Kirche steht, gibt eine große Gelassenheit, erinnert an die Vorläufigkeit und Relativität vieler Formen und verbietet es, radikalen Lösungen zuzustimmen, sei es in der Diskussion um die Volkskirche und um neue Gemeindebilder (189–191), sei es bei der Frage, ob im Verhältnis der Kirche zur modernen Gesellschaft Anknüpfung oder Kontrast gefordert ist (204–206). Insbesondere der ekklesiologische communio-Begriff bewahrt eine große Weite. Die ekklesiale Gemeinschaft wird nicht verabsolutiert, sondern auf die eschatologische communio hingebordnet. Dadurch begegnet Kehl der Gefahr, daß die kirchliche Gemeinschaft sich in sich selbst verschließt, statt sich je neu aufbrechen zu lassen auf die Welt. Er legt vielmehr einen deutlichen Akzent auf den der Kirche aufgetragenen Weltendienst insbesondere an den Armen (siehe das Stichwort „Arme/Armut“, dessen Aufnahme in das Sachregister einer ekklesiologischen Arbeit Anerkennung verdient). Ferner entgeht Kehl einer einengenden Gemeinschaftsideologie, die dem Christsein des einzelnen nicht gerecht wird (74f. 207).

Kritisch anzumerken bleibt allerdings, daß – bedingt durch die Option, den Weg der Kirche als communio nachzuverfolgen – der geschichtliche Überblick für die Zeit des Mittelalters und der Neuzeit weithin nur die Entwicklung des römischen Primats beschreibt. Namen wie Bernhard von Clairvaux, Bonaventura, Möhler, Newman fal-

len nur am Rande oder gar nicht; die Reformation kommt im geschichtlichen Überblick nicht vor. Durch die begrenzte Perspektive kommt der dritte Teil in Gefahr, seine Funktion im Duktus der Arbeit: die „Vergewisserung“ des gegenwärtigen Selbstverständnisses der Kirche, nicht mehr erfüllen zu können: Die Geschichte verliert auf diese Weise leicht ihre Bedeutung, kritisches Korrektiv zu sein, und wird statt dessen an der *communio-Ekklesiologie* gemessen, die sich allerdings, wie Kehl zu Recht herausarbeitet, auf das Neue Testament und die Patristik berufen kann.

Insgesamt ein erfreuliches Buch, das Beachtung finden sollte und wegen seines klaren, flüssigen Stils auch breite Leserschaft erwarten kann.

Eva-Maria Faber

Kis, György: Gezeichnet mit dem Kreuz Christi und dem Stern Davids. Luzern 6, Postfach 6415: Kirchenforum für Ungarn, 1992. 304 S., kart., DM 11,30.

Aus tiefem Betroffensein heraus – er ist selbst jüdischer Abstammung – schreibt Pfarrer Dr. György Kis in dem Buch *Begebenheiten und Erlebnisse seines Lebens* auf, um einen Beitrag zur Versöhnung zwischen Juden und Christen zu leisten. Mit Feinfühligkeit und viel Gespür zeigt er dabei, wie sich Rassendiskriminierung im täglichen Alltag auswirkt. Dazu meint Karl Rahner im Vorwort: „Es muß vom banalen Alltag antisemitischer Einstellungen, von Gefühlen und kleinen Handlungen berichtet werden, die verstohlen von einer vielleicht uneingestanden, aber wahren Abneigung gegen die Juden inspiriert sind“ (9). Am Beispiel von Einzelschicksalen kommen aber auch die brutalen Leiden zur Sprache, durch die der Nationalsozialismus weithin das jüdische Volk ermordete.

G. Kis versucht einen Bogen zu spannen von den diskriminierenden Haltungen und Bestimmungen, die die Kirche seit ihren Anfängen gegen die Juden als ein Volk von Abtrünnigen, Verbrechern und von Gott Verfluchten kennzeichneten, bis hin zur konsequenten Ausrottung dieses Volkes unter Hitler (135–173). Dabei wird ein in der ungarischen Kirche auch nach Auschwitz

und dem Zweiten Vatikanum spürbarer Antisemitismus dargestellt. Es wäre höchste Zeit für die Kirche, die vaticanischen Erklärungen zur Judenfrage in die Praxis umzusetzen: Die Pflicht der Bischöfe und Priester bestünde gerade in Zeiten des Friedens darin, kollektive Feindbilder abzubauen und richtige Informationen an die Gläubigen weiterzugeben. Pfarrer Kis kann nicht verstehen, warum man dieser Sache nicht größere Bedeutung beimißt als z.B. der kirchlichen Sexualmoral. In seinem Buch will er aber keinesfalls gegen seine Kirche polemisieren oder Rache üben (216), sondern die „Unvereinbarkeit des Rassenhasses mit der christlichen ‚Weltanschauung‘ aufzeigen“ (115). Das Gebot der Liebe verlange es, daß die Kirche sich zu ihren jüdenfeindlichen Äußerungen und Taten bekenne und sich um Wiedergutmachung bemühe (vgl. 196f). Ein Dialog – in Wahrheit und Liebe – sollte die Christen in den Juden Menschen sehen lassen, von denen die Rettung aller kommt (vgl. 146f und Joh 4,22).

Eine offene Frage, die auch im Nachwort Otto von Habsburgs leise anklingt (295f), bleibt: Was bedeutet es nun eigentlich, ein „Christ jüdischer Abstammung“ und gleichzeitig Ungar zu sein? Meint die „jüdische Abstammung“ hier das Volk, die Religionsgemeinschaft – oder klingt hier ein lange aufgebautes Feindbild in der eigenartigen sprachlichen Formulierung durch? Eine Sensibilität aufzubauen gegen jedes Entwickeln und Verbreiten pauschaler Feindbilder könnte zu einer vielleicht nicht direkt beabsichtigten Wirkung dieses Buches werden.

Edith-Maria Scheiber

Deselaers, Paul: Das Buch Tobit. Düsseldorf: Patmos Verlag 1990, 248 S., geb. DM 46,80.

In der Reihe *Geistliche Schriftlesung* erschien als 11. Band zum Alten Testament ein neuer geistlicher Kommentar zum Buch Tobit, den der *Spiritual* des Priesterseminars in Münster verfaßt hat. Nach seiner sorgfältig ausgearbeiteten Dissertation über „Tobit“ widmet sich der Autor nun der geistlichen Auslegung dieser Schrift, die im 3./2. Jahrhundert entstanden ist. Worin liegt das Besondere des Buches „Tobit“ und warum eignet es sich auf ganz eigene

Weise für eine Schriftlesung heute? Die Erfahrungen des frommen Israeliten in Assyrien, der in der Diaspora Gottes Hilfe erfährt, stehen, wie Deselaers darlegt, für ganz Israel: Auch in der Situation der Zerstreuung kann das Volk auf Gott vertrauen, denn Gott ist gut („Tobijahu“). Im Rahmen einer Lehrerzählung läßt das Buch Tobit erkennen, wie der gläubige Jude den Verlust der Heimat deuten und vom Glauben her überzeugend leben kann, nämlich in familienorientierter Solidarität und in der treuen Ausrichtung auf Jahwe. Wer so am Aufbau Israels mitarbeitet, erfährt selbst in der für den Glauben so gefährlichen Diaspora Gottes Hilfe. Auch die frühe Kirche griff gerne auf das Buch Tobit zurück, und seine Brauchbarkeit im kirchlichen Leben trug wesentlich zu seiner Aufnahme in den Kanon bei. Besonders wichtig wurde das Buch Tobit für die Unterweisung der Katechumenen, die es „mit Freuden“ aufgriffen, weil in diesem Buch „nichts Dunkles“ steht (Origenes). Seine Aktualität hat das Buch Tobit im Lauf der Kirchengeschichte immer behalten, wie die mittelalterlichen Volksschauspiele, die Kunst (Rembrandt), die Musik (Joseph Haydn) und die Literatur (P. Claudel, M.L. Kaschnitz) bezeugen. Nach Deselaers liegt heute die Bedeutung des Buches Tobit darin, daß es dem Menschen in all seinen Erfahrungen von Rettung und Not aufzeigt, „daß im Anfangen und Gehen sich die Gestalt des Lebens und Glaubens herausbildet“ (8). Die erfahrungsdichten Texte werden den Leser „zu eigenen Glaubenserfahrungen anreizen“ (15) und ihn auffordern, „die Einladung anzunehmen und in das Tempo des Erzählens einzuschwingen oder seine eigene Schrittlänge zu wählen oder sich zurückzuziehen“ (30). – Durch seine ausgewogene Darstellung und die Kraft der Sprache gelingt es dem Autor, dem Leser auch in der heutigen Erfahrung der Diaspora den tieferen (Glaubens-)Sinn der Geschichte zu erschließen.

Michael Schneider SJ

Neue Formen der Schriftauslegung?

Hrsg. von Thomas Sternberg (Quaestiones Disputatae Nr. 140), 168 S., Herder Freiburg 1992, DM 38,-.

Man erwartet von dieser Aufsatzsammlung, die eine Tagung im Franz-Hitze-Haus zu Münster dokumentiert, eine Auseinandersetzung mit Drewermann. Doch – glücklicherweise! – geht sie andere Wege und versucht – erfreulicherweise! – hineinzuhören in den altkirchlichen Umgang mit der Hl. Schrift.

Der Alttestamentler *Christoph Dohmen* erarbeitet mit den Ansätzen heutiger Exegese das, was er „einen relationalen Pluralismus der Auslegungsarten“ nennt. Die Aufgabe heißt: Den Sinn eines alten Textes in das heutige Verständnis hinein zu vermitteln. Dabei schützt die „historisch-kritische Methode“ vor Beliebigkeit in der Auslegung. Der „Rezeptionssinn“, also die Auslegungsgeschichte, kann den Text ins heutige Verständnis öffnen. Das interreligiöse Gespräch (hier der Abrahamsreligionen) bringt neue Perspektiven. Grundsätzlich aber muß der christliche Exeget sich bemühen, die „Einheit und Ganzheit der Schrift“, aber auch die Einheit von Schrift und christlichem Glauben darzustellen. Hierbei tritt „Kirche als Sprachhandlungsgemeinschaft“ in die Argumentation ein. Aufgrund solcher Vorgaben kann der Autor eine Fülle moderner Auslegungs-Methoden aufzeigen: existential, linguistisch, tiefenpsychologisch, interaktional, ursprungsgeschichtlich, materialistisch, feministisch, lateinamerikanisch, intertextuell, wirkungsgeschichtlich, verfremdend, jüdisch. Daß seiner Auswahlbiographie die Arbeit von Josef Pietron, Überlegungen zu einer Neubestimmung geistiger Exegese ..., entgangen ist, verwundert. Der Neutestamentler *Thomas Söding* markiert die Bedeutung der „historisch-kritischen Exegese“ auch und gerade für einen theologischen Ansatz des Bibelverständnisses.

Am weitesten öffnet der Kirchengeschichter *Christoph Jacob* die Tür. Er zeigt nämlich, daß die altkirchliche Exegese mit ihren allegorischen und typologischen Ansätzen eine kirchliche Exegese war. Sie las vom christlichen Glauben her die Hl. Schrift und schlug deshalb Brücken ins Leben. Wie von selbst wirkte sie hinein in die Pastoral, in den Alltag, ins Gebet und in die Liturgie. Daß dies heute nicht einfach reprimiert werden kann, versteht sich von selbst. Aber das Anliegen dieser in der Fachwissenschaft oft belächelten altkirchli-

chen Exegese muß ein Anliegen jeder christlichen Exegese sein: Die Bibel nicht nur dem modernen Verständnis, sondern mehr noch der heutigen christlichen Lebensbewältigung zu öffnen. *Josef Sudbrack SJ*

Theobald, Michael: Römerbrief Kapitel 1–11. Stuttgart: Verlag Katholisches Bibelwerk 1992. 319 S., kart., DM 26,80.

Ein nicht immer leicht lesbarer Kommentar zum Römerbrief (Kap. 1–11). Es ist gut, daß in Form von Exkursen manche Einzelthemen gesondert behandelt werden. Wohltuend sachlich und philologisch präzise – mit manch notwendiger Kritik an der Einheitsübersetzung – unterscheidet sich das vorliegende Buch von populären Paulusinterpretationen, die interessegeleitet und besserwisserisch an dem Apostel und seiner Glaubensverkündigung herumkäkeln. Es ist zu erwarten, daß M. Theobald in seinem zweiten, noch ausstehenden Kommentarband den Rest des Römerbriefes ebenfalls positiv auslegt.

Nun noch einige besondere Lesehinweise. Bis einschließlich Kapitel 11 geht es um die Rechenschaft des Glaubens angesichts der Unergründlichkeit der Wege Gottes. Der Hymnus von 11,33–36 verdeutlicht dies, vor allem „wenn man ihn wie die biblischen Psalmen in Zeilen schreibt“ (316). „O Tiefe des Reichtums, der Weisheit und der Erkenntnis Gottes!

Wie unergründlich sind seine Entscheidungen,
wie unerforschlich seine Wege!

Denn wer hat den Sinn des Herrn erkannt?
Oder wer ist sein Ratgeber gewesen?
Oder wer hat ihm etwas zuerst gegeben,
so daß ihm zurückzugeben wäre?

Denn aus ihm und durch ihn und auf ihn hin
ist das All.

Ihm gehört die Herrlichkeit in Ewigkeit!
Amen.

Die Dreizahl bestimmt den Hymnus durchgängig. Die drei Gottesaussagen V. 33a (Gottes Reichtum, Weisheit und Erkenntnis) werden in den drei Wer-Fragen V. 34f. in umgekehrter Reihenfolge aufgegriffen und ausgelegt“ (317).

Das Studium des Römerbriefes ist für jeden mündigen Christen eine ständige Herausforderung. „Was Jesus nach dem Zeugnis des Markusevangeliums (12,29f.) mit den Worten der Heiligen Schrift ‚das erste Gebot‘ genannt hat: ‚Höre, Israel, der Herr, unser Gott, ist der einzige Herr, und du sollst den Herrn, deinen Gott lieben von ganzem Herzen und ganzer Seele, mit deinem ganzen Denken und all deiner Kraft‘ (der hebräische und griechische Text von Dtn 6,4f, enthält den ausdrücklichen Hinweis auf das ‚Denken‘ nicht!) – das hat Paulus in den ersten elf Kapiteln seines Römerbriefs auf seine Weise praktiziert. ‚Das zweite Gebot‘, das dem ersten gleich ist (vgl. Mt 22,39): ‚Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst!‘ (Lev 19,18) ist dann das beherrschende Thema des zweiten, ethischen Teils des Briefes (vgl. Röm 13,9), mit dem Paulus ihn zum Abschluß bringen wird.“ (319)

Wertvolle Hintergrundinformationen findet der Leser von M. Theobalds Kommentar nicht nur in den Exkursen, z. B. über den Titel vom „Sohn Gottes“ (33f., 38f.) oder den Sühnegedanken (106–117), sondern auch im Haupttext. So sei z. B. darauf hingewiesen, daß Jesu Tod sich nicht als Opfer zur Versöhnung eines zürnenden Gottes deuten läßt. Der Mensch ist es, der der Versöhnung bedarf. Geht man von einer genauen Übersetzung der Formel in Röm 3,24.25 aus, dann kann man sagen: Paulus sind „nicht geläufig das Konzept der ‚Sündenvergebung‘ (er zieht das der ‚Rechtfertigung‘ der Sünder vor) wie die konkret-kultische Vorstellung der ‚Sühnstätte‘ (mit dem von ihm benutzten Wort ‚hilasterion‘ gibt die griechische Bibelübersetzung, die Septuaginta, die hebräische Bezeichnung für die ‚Deckplatte‘ der Bundeslade [= ‚Sühnendeckel‘] wieder: Lev 16,21; die EÜ verfehlt den Sinn!). Es gilt heute als sehr wahrscheinlich, daß die Formel mit diesem ihrem entscheidenden Stichwort ‚Sühnstätte‘ auf Lev 16 bzw. auf das dort beschriebene Festritual des großen Versöhnungstages, des Jom Kippur, anspielt. Von daher erschließt sich dann auch ihr Sinn: Feiert Israel jedes Jahr den ‚Versöhnungstag‘ als den Tag, an dem Gott sein Heiligtum, den Tempel, von aller Unreinheit entsühnt und seinem Volk Versöhnung gewährt (Lev 16),

so ist jetzt der Tag der Kreuzigung Jesu der große Versöhnungstag Gottes, den es für alle Zeiten im Gedächtnis zu behalten gilt. Wie (in Erinnerung an die Wüstenzeit) in der ‚Wolke‘ des Weihrauchs über dem ‚Sühnedeckel‘ (dem mit zwei Keruben geschmückten Aufsatz der Bundeslade) der barmherzige und versöhnende Gott gegenwärtig geglaubt wurde, wenn der Hohepriester mit dem Blut der geopfert Tiere vor ihm erschien (Lev 16, 2. 12–17), so erkennen die Glaubenden jetzt im Kreuz Jesu, der Hingabe ‚seines Blutes‘ Gottes versöhnende Gegenwart.“ (99/100).

Auf viele Funde und Deutungen M. Theobalds kann hier im einzelnen nicht eingegangen werden. Die bisherigen Zitate mögen als Leseprobe genügen. Im Kontext eines weiteren Zitates sei allerdings wieder einmal gefragt, ob nicht zumindest mittelfristig eine Revision der Einheitsübersetzung ansteht. Denn „In der EÜ wird das Bemühen des Paulus um Stringenz seines Gedankens freilich manchmal verdunkelt, wenn Bindewörter, die im Urtext die logische Verknüpfung der Sätze anzeigen, getilgt sind“ (207).

Paul Imhof SJ

Zeilinger, Franz: Krieg und Friede in Korinth, Kommentar zum 2. Korintherbrief des Apostels Paulus. Teil I. Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag 1992. 339 S., geb., DM 68,–

Die Grundlage des Kommentars ist der abgedruckte griechische Text und eine eigene Übersetzung des Autors. Mit den Mitteln der modernen Exegese grenzt er drei eigene Briefe innerhalb des 2. Korintherbriefes aus und erklärt sie bis ins Detail. Wie bei fast allen exegetischen Büchern liest sich der Text etwas zäh und nicht gerade flüssig. Dies hängt mit der Natur der Sache eines Übersetzungskommentars zusammen. Für die mühsame philologische Anstrengung entschädigt der Autor durch manches leicht lesbare Resümee.

Die zeitgeschichtliche Einordnung des Wirkens des Apostels Paulus, die Charakterisierung seiner Mitarbeiter und Gegner ist gut gelungen. Die theologischen Intentionen und Problemlösungen wurden textnah zugänglich gemacht.

F. Zeilinger unterscheidet zwischen dem Kampfbrief (2 Kor 10–13), dem Versöhnungsbrief (2 Kor 1, 1–2. 13; 7, 5–16) und dem Bettelbrief (2 Kor 8–9). Bezüglich des sogenannten Tränenbriefes (vgl. 2 Kor 2, 3) vertritt der Autor trotz einiger Bedenken folgende Überzeugung: „Die Hypothese, der Tränenbrief sei größtenteils in 2 Kor 10–13 erhalten, bildet dennoch die beste Möglichkeit, die Ereignisse relativ klar zu rekonstruieren und einigermaßen einleuchtend zu erklären“. (37)

Aufs Ganze gesehen geht es um die Beziehung des Apostels Paulus zur christlichen Gemeinde in Korinth, die von ihm gegründet worden war. „Die drei behandelten Briefe sind Dokumente einer Existenzkrise des Apostels Paulus im Höhepunkt seiner missionarischen Wirksamkeit, die vielleicht mit jener Krise verglichen werden kann, die aus Saulus einen Paulus machte. Damals wurde ihm die Einsicht zuteil, daß Gott anders handelt als menschliche Weisheit und gelehrte Theologie es auch nur erahnen konnten ...: Im Tod ist das Leben, im Zusammenbruch neue Dynamik, in der Schwachheit kam die Kraft Gottes zum Ziel“. (317)

Der Kommentar behandelt die Frage nach den Kriterien eines wahren Apostels, die apokalyptische Abqualifizierung der Gegner des Paulus, seine Entrückung in das „Paradies des dritten Himmels“, die rechte Deutung des „Satanengels“ usw. Es wird gezeigt, wie Paulus eine „Theologie der Spende“ entfaltet, die ihre Wurzel im Apostelkonzil besitzt, durch das „die Heidenmission neben der Missionierung Israels als legitim und gleichwertig akzeptiert wurde. Die Forderung der ‚Armen‘, d. h. der Urgemeinde zu gedenken, benennt die finanzielle Sammeltätigkeit als ein konstitutives Element der Heidenmission“. (249) Paulus kümmert sich intensiv um die Durchführung der Kollekte für die Gemeinde in Jerusalem. Denn er ist überzeugt, daß die Annahme der Kollekte durch die judenchristlichen Urgemeinde besagt, daß die christlichen Kirchen als gleichwertig akzeptiert werden und somit offiziell dem „wahren Israel“ verbunden sind (vgl. 278, 301). Und doch ist es irgendwie tragisch, auf welche Weise Paulus zumindest einen Teil der überbrachten Gelder gleichsam „waschen“

mußte, so daß sie in Jerusalem angenommen wurden (vgl. Apg 21, 18–26).

Auf eine markante Passage in F. Zeilingers Gesamtausführungen sei nun zu guter Letzt noch aufmerksam gemacht. Denn sie deutet den Sitz seiner Briefe im Gemeindeleben: „Die Aufforderung zum heiligen Kuß (vgl. 12a) gehört zum paulinischen Briefprotokoll. Es wird allgemein angenommen, daß die Apostelbriefe im Verkündigungsteil der Gemeindeversammlung vor Beginn des eigentlichen Herrenmahles, das mit dem Friedenskuß eröffnet wurde, verlesen wurden.“ (148)

Paul Imhof SJ

Früchtel, Ursula. Mit der Bibel Symbole entdecken. In Verbindung mit Hans-Werner Büscher (40 Textblätter, 14 Graphiken), Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1991. Kart., 573 S., DM 86,-.

Wer dem vielen Gerede und Geschreibe (auch von Drewermann) über die biblische Symbolik nicht mehr traut, dem wird mit dieser vorzüglich lesbaren und gut gegliederten Arbeit ein Weg zum legitimen Umgang mit der biblischen Symbolik gewiesen. Die Autorin zeigt an einigen wichtigen „Symbolen“ (z. B. Baum im 2. Exkurs über Verweigte Symbole) auf, daß die Behauptung von einem gemeinsamen Symbolschatz der Religionen in dieser plakativen Allgemeinheit falsch ist. In 21 Kapiteln (mit Exkursen usw.) geht sie in historisch-kritischer Sorgfalt einzelnen biblischen(!) Symbolen nach, die sie in ihrer textlichen Mannigfaltigkeit so aufschlüsselt, daß sowohl der interessierte Leser wie der engagierte Pädagoge sich darin gut zurechtfinden: Skizzen, Vergleiche, Textanalysen usw. Natürlich werden die bekannten Symbole (Stern, Licht, Mund, Herz, Weg, Brunnen, Garten, Brot, Schiff usw.) vorgestellt. Wichtiger mögen diejenigen sein, die weniger in die Augen stechen: Kontrastsymbole wie Höhe und Tiefe; oder Rücken, Hand, Feuer, Garten. Die Autorin bemüht sich in Exkursen oder Reflexionen auch um theoretische Erhellung: Anthropomorph – Symbolisch, Bildhaft – Metaphorisch; Mythologisch – Symbolisch usw. Sie wagt es sogar Symbole wie Hirt, Töpfer, König anzufragen: ob

diese heute nicht überholt seien. Alle Erhellungen stehen in einem eindeutig christlichen Bibelglauben, der immer wieder gipfelt im Bezug auf Christus und seine Kirche.

Was nun erfährt der Leser – über die vielen schönen Entfaltungen biblischer Symbole hinaus – an grundsätzlich Neuem aus dieser Arbeit? Einmal, wie gesagt, daß die unbesonnenen Verallgemeinerungen der Menschheitssymbole stets kritisch zu überprüfen sind. Weiterhin schält sich ein typisch biblisches Feld von Symbolen heraus: Sie sind in irgendeiner Weise auf den Menschen hin ausgerichtet. Man lernt weiter, daß die subtilen Unterscheidungen von Symbol, Allegorie, Metapher usw. weniger wichtig werden, wenn man sich nur den biblischen Texten hingibt.

Und dies alles wird in einer überaus leserfreundlichen Sprache und Aufmachung angeboten, die nie ihren christlichen Grund verliert.

J. Sudbrack

Hoeren, Jürgen (Hrsg.): Wo Gott uns berührt. Der Lebensweg im Spiegel der Sakramente. Freiburg–Basel–Wien: Herder 1993. 146 S., kart., 19,80 DM.

Schon der Begriff „Sakrament“ ist für viele Menschen ein unverständliches Fremdwort, eine Worthölse ohne Inhalt. Wenn es gelänge, einen besseren Zugang zu diesem Zeichen der Nähe Gottes für unsere Zeit zu erschließen, würde auch die Kirche selbst wieder neu als Ort qualifizierter Christusbegegnung erfahren. Eine achtteilige Sendereihe des Südwestfunks zu diesem Thema liegt hier in Buchform vor, weil sie allem Anschein nach erfolgreich war.

Die Verfasser der einzelnen Beiträge gehören unterschiedlichen Fachbereichen an (Liturgie, Bibel, Germanistik und Ökumene, Religionsgeschichte, Religionspädagogik, Psychotherapie, Praktische Theologie). Sie behandeln die sieben Sakramente mit jeweils unterschiedlicher Sachkompetenz. Eben dies macht ihre Versuche jedoch zu einer anregenden, teilweise vielleicht sogar anstößigen Lektüre. Vor allem die Entstehungsgeschichte der Sakramente (Ursprünge im Neuen Testament, spätere Entwicklungen und Fehlformen) werden viele mit einigem Staunen zur Kenntnis nehmen. Die Vorschläge für eine glaubwürdige und

notwendige Erneuerung der sakramentalen Praxis können nicht absolut originell sein, bieten aber Erfahrungen, die sich bewährt haben. Insgesamt spiegeln sie eine inhaltsreiche, im Grunde optimistische Sakramentenpastoral, die einladend wirkt, keinen Rigorismus vertritt, aber falsche Kompromisse ablehnt.

Ob sich alle sieben Sakramente in gleicher Weise in einer Krise befinden, sei dahingestellt. Es wird jedenfalls noch eine gute „Weile“ dauern, bis sich die Neuorientierungen durchgesetzt haben. Ist die Chance der Erwachsenentaufe wirklich so groß, wie sie dargestellt wird? Sind Haus-Eucharistiefeiern eine realistische Alternative zu den mehr und mehr absterbenden Werktagsmessen in der Pfarrkirche? Wie verträgt sich der Anspruch und die Verheißung der Eucharistie zu der immer noch fortwährenden konfessionellen Spaltung der Christenheit? Ist die Trennung von Bekenntnis und Lossprechung eine durchführbare Perspektive für das Sakrament der Buße und Versöhnung, solange die zeitweilige eucharistische Enthaltsamkeit auf Unverständnis stößt? Wird die Kirche in Zukunft mutiger als bisher den Menschen sagen: Du mußt nicht kirchlich heiraten, sondern du darfst es? Kann man Dienste und Ämter in der Kirche besser verstehen, wenn man zwar weiß, daß die Weiheliturgie ein Wahlverfahren für vakante Ämter voraussetzt, das Volk jedoch weiterhin kaum daran beteiligt ist? Wird die Indienstnahme von Gemeinde- und Pastoralreferenten dem diakonalen Charakter und Stellenwert dieser Dienste nur „noch nicht ganz gerecht“?

Es bleiben also auch heute noch manche Fragen ohne ausreichende Antwort. Gewiß sind Sakramente „Vorboten des Neuen Lebens aus der Kraft des Evangeliums, das nach christlicher Glaubenshoffnung zwar grundsätzlich angebrochen ist“ (15). Ihre kritisch-prophetische Dimension und ihre existentielle Tiefe sind jedoch infolge bloßer Glaubensrituale immer noch zu wenig zu spüren (vgl. auch „Meditation und Sakrament“, in: Geist und Leben 1987, 323–333). Jeder Mensch hat aber die Fähigkeit, im Zeitlichen Ewiges und in der Welt schließlich die göttliche Liebe zu entdecken.

Franz-Josef Steinmetz SJ

Simpfendörfer, Werner: Ökumenische Spurensuche. Porträts. Stuttgart: Quell-Verlag 1989, 192 S., Leinen, DM 32,-.

Man ist beglückt und hoch erfreut: Der Quell Verlag in Stuttgart überrascht wieder einmal mit einem interessanten, aktuellen und sympathischen Buch. Es geht zurück auf eine Vortragsreihe, die im Sommer 1988 vom Süddeutschen Rundfunk Stuttgart unter dem Titel „Propheten – Pilger – Partisanen“ gesendet und nunmehr einem breiten Leserkreis unter dem bezeichnenden Thema „Ökumenische Spurensuche“ veröffentlicht wurde.

In diesem Buch macht Simpfendörfer sich auf „die Suche nach Spuren einer Bewegung, die unser Jahrhundert vielfältig und nachhaltig geprägt haben“ (Klappentext). Das Vorwort steht unter dem nachdenkenswertem Satz: „Die tiefen Spuren der ökumenischen Geschichte sind die Spuren ihrer Narben.“ Zwei Frauen und sechs Männer werden – aus der schier unübersehbaren Zahl wichtiger Zeitgenossen in der Ökumene – porträtiert, die aus der jüngsten Geschichte der Kirche nicht mehr wegzudenken sind. Die beiden Frauen, Madeleine Barot, die sich um Flüchtlinge und Evakuierte kümmerte, besonders in der Hitlerzeit, später als Direktorin der Frauenarbeit im Ökumenischen Rat der Kirche (ÖR) wirkte, wird dargestellt unter dem Leitwort „Widerstand und Solidarität“, und Aruna Gnanadrasan, die sich für die Frauen in ihrem Lande Indien einsetzte und die Chipko-Bewegung im nordindischen Himalaja ins Leben rief, um dort die Grundlagen für das Leben zu erhalten, ist ein „Zeichen der Hoffnung gegen Gewalt und Tränen“. Willem Adolf Visser 't Hooft, der erste Generalsekretär des ÖR, wird mit Recht als der „Architekt der Ökumene“ beschrieben. Joseph Luki Hromadka ist eng mit dem Schicksal seines tschechoslowakischen Heimatlandes verbunden, wo es für ihn hieß, „als Grenzgänger gefährlich leben“. Philipp Alford Potter führt „zwischen Bibel und Zeitung“ (!) ein bewegtes Leben mit dem Höhepunkt des dritten Generalsekretärs des ÖR, der in seiner Amtszeit durch Tiefen und über Höhen gegangen ist und von Krisen geschüttelt wurde.

Die Bedeutung Potters in diesem Auf und Ab wird konturenreich herausgestellt. „Die sechste Vollversammlung des Weltkirchenrats, die 1983 in Vancouver stattfand, wurde Philipp Potters letzte ökumenische Weltversammlung. Sie geriet zu einem gewaltigen Fest, geprägt vom gelb-weiß gestreiften Gottesdienst-Zelt und seinen Feiern, zu denen sich die ökumenische Weltfamilie traf unter dem Thema: ‚Jesus Christus – das Leben der Welt‘ (97). Allan Aubrey Boesak schließt sich hier sinnvoll an, weil er in Vancouver 1983 – damals außer im Reformierten Weltbund, dessen Präsident er ein Jahr zuvor, 36jährig, geworden war, noch relativ unbekannt – als einer der drei Hauptredner zum Thema „Jesus Christus – das Leben der Welt“ zu sprechen hatte und Bewegung und Betroffenheit verursachte und vor Kritik an der Tendenz der Kirchen der reichen, weißen Industrienationen nicht zurückschreckte, eine Verurteilung des atomaren Wetttrüstens nicht scheute und „der die Versammlung nachdrücklich daran erinnerte, daß Gerechtigkeit auch für die Bibel unlösbar zum Frieden gehöre“ (121 f), ist der südafrikanische „Prediger im Widerstand“.

Die beiden letzten sind der aus dem Nordosten Brasiliens stammende Paulo Freire, geboren 1921 in der Hauptstadt des Bundesstaates Pernambuco, Recife, wo Dom Helder Camara als Erzbischof lebte und wirkte. Welch ein sinnvolles Zusammentreffen zwischen Paulo Freire und Dom Helder Camara! Paulo Freire war zunächst Rechtsanwalt, studierte dann Pädagogik, wurde Lehrer und schließlich Professor. Simpfendörfer porträtiert ihn unter „Erziehung als Praxis der Freiheit“, und der deutsche, 1974 als 47jähriger Professor für Praktische Theologie und Herausgeber der Predigtstudien relativ früh verstorbene Ernst Lange, der einen zwar kurzen, aber sehr interessanten und für die Kirche und Ökumene wichtigen Weg gegangen ist, den Simpfendörfer darstellt unter dem vielsagenden Motto „Eine ökumenische Passion“. Man lese sie nach. Man wird diesen Passionsweg mit Gewinn lesen.

Potter und Boesak sind dem Rezensenten persönlich bekannt. Daraus erklärt sich, daß über diese beiden ökumenischen Profile ein wenig mehr gesagt wurde als

über die anderen sechs. Wenn man sie alle aufgrund des anzuzeigenden Buches sich vor Augen führt, möglicherweise mehrfach oder sehr intensiv und aufmerksam, werden sie einem alle – wenn auch nicht von Angesicht zu Angesicht, so doch – in ihrer Bedeutung und Einmaligkeit und Unwechselbarkeit nahegebracht. Sie alle leben – jeder für sich – in den Zusammenhängen, die sie hervorgebracht haben. Es geht also in dem Buch von Simpfendörfer nicht um Biographien, sondern um mehr, es geht um Exemplare von Profilen und deren Spuren, die diese Profile bis zur Stunde hinterlassen haben. Darum ist diesem Buch eine interessierte Leserschaft und weite Verbreitung zu wünschen.

Hinrich Brandt

Lapide, Pinchas: Paulus zwischen Damaskus und Qumran. Fehldeutungen und Übersetzungsfehler. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus Mohn 1993. 128 S., brosch., DM 19,80.

Am aufregendsten ist das achte Kapitel des vorliegenden Buches. Denn hier bringt der bekannte jüdische Religionswissenschaftler Pinchas Lapide seine schon des öfteren mündlich vorgetragene Hypothese auf den Punkt: „So war also das Reiseziel des Paulus, zu dem er bei seiner Berufungs-Vision unterwegs war und wo er dann ‚drei Jahre lang‘ weilte (Gal 1, 17–18) nicht die syrische Hauptstadt Damaskus, sondern die Wüstensiedlung am Toten Meer, die heute als Qumran bekannt ist.“ (123)

Schon in den fünfziger Jahren legte Jean Daniélou, der spätere Kardinal, ausführliche literarische Analysen vor, die den Einfluß der Schriften von Qumran auf die Briefe des Apostels Paulus unter formaler und inhaltlicher Rücksicht eruieren. Erst neuerdings sind jedoch Qumran und die Essener wieder ins allgemeine öffentliche Bewußtsein gerückt. So erscheint das Buch von Pinchas Lapide gerade zum richtigen Zeitpunkt. Sein Autor bringt sehr viele und sehr gute Anregungen für das Verständnis der jüdischen Wurzeln des christlichen Glaubens. Um so bedauerlicher ist es, daß er weiterhin von der Hellenisierungsthe des Christentums ausgeht, d. h. den *Mythos* vom „Gottes Sohn“ in die christliche Dog-

matik projiziert. Spätestens seit den Forschungen von Alois Grillmeier gibt es dazu keinen Grund mehr, da er nachweisen konnte, daß die frühen Konzilsentscheide anders zu verstehen sind.

Pinchas Lapide versucht, den Apostel Paulus neu für das Judentum zu entdecken, auch wenn er ihm vorwirft, den Glauben Jesu in einen Glauben an Jesus umfunktionierte zu haben. Zudem war seine Wirkungsgeschichte für das jüdische Volk recht verhängnisvoll. Was läßt sich jedoch zusammenfassend positiv sagen? „Um die weltumfassende Heidenkirche ins Leben zu rufen; um den Mono-Theismus in die Welt hinauszutragen, war das kleine *Ja* der jüdischen Urgemeinde und der vielen jüdischen Anhänger Jesu genauso heilsnotwendig wie das große Nein der meisten Juden, die ihn zwar als Lehrer, als Rabbi oder als Prophet schätzten – aber wegen der Unerlöstheit der Welt nicht als Messias annehmen konnten. Es bedurfte also beider Reaktionen Israels, um die Heidenwelt zum Gott Israels zu führen.“ (61/62)

Paul Imhof SJ

Thomassen, Jürgen (Hrsg.): Jesus von Nazaret. Neue Zugänge zu Person und Bedeutung. Würzburg: Echter 1993. 131 S., kart., DM 24,80.

„Ihr aber, für wen haltet ihr mich?“ Die Antwort auf diese Frage Jesu (Mk 8,29) ist heute alles andere als selbstverständlich. Schuld daran ist u.a. eine Fülle angeblich historischer Daten, die etwa durch Illustrierte oder pseudowissenschaftliche Literatur immer größere Verbreitung finden. „Daß die Kirche, gleich welcher Konfession, natürlich nichts mit Jesus zu tun hat, ist inzwischen für zahllose Zeitgenossen, die auf genauere Information keinen Wert legen, fast schon eine Binsenwahrheit“ (103). Eine Vortragsreihe der Katholischen Akademie in Würzburg, die hier in Buchform vorliegt, versucht diesem Trend entgegenzuwirken und soweit möglich, unsere persönlichen Antworten zu vertiefen.

Es werden fünf recht verschiedene Zugänge zu Jesus beschrieben. Am meisten beeindruckt mich der Beitrag von *O. H. Pesch*, der sich mit dem „Universalanspruch“ des Christentums befaßt. Die Ein-

wände, die er vorbringt, spiegeln ohne Zweifel eine sehr verbreitete Stimmung. Er gibt jedoch Antworten, die das Gespräch zwischen den Religionen nicht blockieren, sondern ermöglichen, ohne auf die Frage nach der Wahrheit zu verzichten. Es geht nämlich nicht um einen „Anspruch“, der durchgesetzt werden muß wie etwa ein „Gebietsanspruch“, sondern um Zusage und Verheißung: Gott liebt die ganze Welt und alle Menschen. – *F. Mennekes* interpretiert das Bemühen zeitgenössischer Künstler, die sich mit dem Bild Christi auseinandersetzen, „indem sie Leiden, Sterben und Hoffen der Menschen unserer Welt neu verhandeln“ (98). Vorgestellt werden u.a. (mit Bildbeispielen) *A. Hrdlicka*, *F. Bacon*, *A. Rainer* und *J. Beuys*. In ihren Bildern finden wir die Züge des geschlagenen, geschundenen und gejagten Menschen unserer Zeit – aber nicht nur. Die Farben, die Fundgegenstände, die Wirklichkeiten dieser Welt in Fleisch und Asche helfen vielmehr, „das Geheimnis Jesu zur Anschaulichkeit zu bringen“ (97). – Was hat die historische Gestalt Jesu mit der mystischen Erfahrung inner- und außerhalb des Christentums zu tun? Welche Art von Gotteserfahrung ist Jesus selbst zuzuschreiben? Es ist der bekannte Mystik-Kenner *J. Sudbrack*, der diesen beiden Fragen nachgeht (vgl. seine Arbeit „Mystik im Dialog“, Würzburg 1992). Kenntnisreiche Beispiele erweisen die Du-Begegnung als Ur-Analogie aller Gottesbegegnung, und doch gibt es eine Ebene, auf der die verschiedenen mystischen Traditionen zur Einheit finden können: die bleibende Dynamik der weiterstrebenden Sehnsucht. Jesus starb nicht als „Erleuchteter“. Nur das bleibende Vertrauen in die noch größere Güte und Weisheit seines göttlichen Vaters durchbrach die völlige Dunkelheit auf der Erfahrungsebene (69). – Die Ansätze einer feministischen Theologie von *E. Moltmann-Wendel* werden nicht nur Frauen interessieren. Sie enthalten zwar etliche Klagen über immer noch herrschende Denkmuster aus patriarchalischen Kontexten, zeigen aber recht anschaulich, wie unmöglich es eigentlich ist, sich Jesu Lebensweg ohne Frauen vorzustellen. Das Lebensmodell der „Gegenseitigkeit“ hebt vielmehr alles Herrschaftsdenken auf. – Wie Jesus von Nazaret auf die

Menschen zugeht, konkretisiert *R. Zerfaß* anhand des „Fallbeispiels“ der Sünderin im Hause des Pharisäers (Lk 7,36–50). Drei „unmögliche“ Varianten der Erzählung lassen deutlich werden, wie Jesus tatsächlich reagiert hat. Er macht aus der peinlichen Konfliktsituation eine Wachstumschance für alle (17).

Daß diese fünf Zugänge alle Suchenden überzeugen, ist kaum zu erwarten. Vieles aber spricht dafür, daß sich nach der Lektüre dieses Büchleins manche wieder auf das einlassen werden, was Jesus durch sein Leben von Gott geoffenbart hat.

Franz-Josef Steinmetz SJ

In Geist und Leben 3 – 1993 schrieben:

Eva-Maria Faber, geb. 1964, Dr. theol., Assistentin am Lehrstuhl für Dogmatik und Ökumenische Theologie in Freiburg i. Br. – Forschungsschwerpunkte: Ekklesiologie.

Wolfgang Gleixner, geb. 1948, Dr. phil., Referent für Kirche und Gesellschaft. – Forschungsschwerpunkte: Sozial-, Gesellschafts-, Wirtschaftsethik, Gesellschaftskritik.

Gundikar Hock SJ, geb. 1936, Gruppe für Ignatianische Spiritualität Frankfurt. – Interessengebiete: Geistliche Begleitung und Exerzitien.

Paul Imhof SJ, geb. 1949, Dr. phil., Dr. theol., Leiter von Ausbildungskursen in spiritueller Supervision und ignatianischer Exerzitienbegleitung. – Forschungsschwerpunkte: Apostel Paulus, keltische Religion.

Stefan Kiechle SJ, geb. 1960, Dipl. theol., Doktoratsstudium in Paris. – Forschungsschwerpunkte: Ignatianische Spiritualität. Interessengebiete: Theologie, Kulturgeschichte.

Francesco Rossi de Gasperis SJ, geb. 1926, Dr. theol., Dozent an der Gregoriana in Rom und im Institut „Ecce homo“ in Jerusalem. – Forschungsschwerpunkte: Lectio Divina und Exerzitien.